Nr. 64. XXXV. Jahrgang — Montags-Ausgabe. — Berlin, 5. Februar 1906

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Die Kämpfe der deutschen Truppen gegen die Hereros!

Der Generalstab hat sich entschlossen — obwohl der gesamte Quellenstoff nach seiner Versicherung noch nicht vorliegt — schon jetzt den Feldzug gegen die Hereros zur Darstellung zu bringen, um „dem deutschen Volke in gemeinverständlicher Form ein anschauliches Bild des entbehrungsvollen Lebens der Truppen im Felde und ihres tapferen Verhaltens im Gefecht zu geben.“*)

Man möchte es bedauern, daß solche amtlichen Darstellungen der kriegerischen Ereignisse in Südwestafrika nicht schon früher gegeben worden sind. Mancher unfrohe Zweifel hätte nicht aufkommen können, mancher an sich erklärliche Mißmut hätte die Stimmung unseres Volkes gegenüber der ganzen kolonialen Politik vielleicht nicht beeinflußt, wenn wir über die tatsächliche Lage und über die ruhmvollen Leistungen unserer Truppen rechtzeitiger und besser unterrichtet worden wären.

Man wird der schlichten und doch eindrucksvollen Darstellung des Generalstabswerkes nicht in allen Punkten folgen brauchen und doch ein reines und erhebendes Gefühl vaterländischen Stolzes empfinden, wenn man das dünne Heftchen liest. Naturgemäß drückt sich das amtliche Werk über die Ursachen des Aufstandes mit großer Vorsicht und Zurückhaltung aus. Wenn es sich schließlich zu der philosophisch gelassenen Auffassung bekennt, daß die große Erhebung der Eingeborenen gegen die Herrschaft der Weißen in jedem Falle kommen mußte — welches auch immer ihre zufälligen Ursachen waren — weil sie in der freiheitliebenden, stolzen und kriegerischen Art dieser Völker tief begründet lag, so ist das sicher eine geschichtlich wohlberechtigte Auffassung. Noch niemals ist die Unterwerfung starker und selbstbewußter Stämme, die doch — vergessen wir das nie — am Ende ein angeborenes Recht auf ihr Land und auf ihre Freiheit haben, ohne schwere und meist ohne wiederholte Kämpfe vor sich gegangen. Alle kolonisierenden und alle erobernden Völker ohne Ausnahme haben die gleiche Erfahrung gemacht. Diese Erkenntnis sollte uns denn freilich bei der weiteren Behandlung kolonialer Fragen nicht wieder im Stiche lassen. Mit derselben unentrinnbaren Notwendigkeit, mit der in Südwestafrika der große Herero- und Hottentotten-Aufstand losbrach, stehen uns auch in Ostafrika und in Kamerun neue und vielleicht noch gefährlichere Erhebungen bevor, und es heißt, darauf gerüstet sein. Zu tief schneidet die weiße Verwaltung in die Gewohnheiten und in die Bedürfnisse, in die Denkweise der eingeborenen Bevölkerung ein. Gerade je mehr Ruhe und Ordnung in Gebiete zurückkehren, die vordem von Krieg und Sklavenjagden verwüstet wurden, je mehr die früher herrschenden Klassen, Krieger, Kaufleute, Sklavenhändler, an Macht und Einfluß verlieren, je mehr infolge langen Friedens die Bevölkerung anwächst und demzufolge der Raum eng wird, die Notwendigkeit schwerer und ungewohnter Arbeit steigt, je mehr der ungebundene Sinn durch die Macht der Gesetze eingeschränkt wird: desto mehr Haß und Feindschaft muß sich allmählich ansammeln, desto mehr Zündstoff aufhäufen, der schließlich durch den kleinsten Funken in Brand gerät. Die Feuerwehr muß also mit ihren Spritzen unaufhörlich auf der Wache stehen, sie muß vor allen Dingen stark genug sein.

Aber freilich mit dieser Erkenntnis ist für die Beurteilung derjenigen einzelnen Ursachen, die in diesem besonderen Falle den überraschenden Aufstand hervorgerufen haben, noch wenig gewonnen. Zwischen den Zeilen des Generalstabswerkes kann man wohl eine Anklage gegen das System Leutwein finden. Aber man hätte weiter zurückgreifen sollen. Der verhängnisvolle Fehler wurde damals begangen, als man den verdienten Major von François in kränkender Weise abberief und an seiner Stelle den Major Leutwein hinaussandte, dessen Politik in vieler Hinsicht bereits eine gebundene und unfreie war. Was François geschafft hätte, wenn man ihm 1000 Mann und 5—10 Millionen Mark mehr bewilligt hätte, kostet uns jetzt wahrscheinlich 350 Millionen, alles in allem 20,000—25,000 Mann (die Nachschübe eingerechnet), viel edles Leben, das zum Teil von den Hereros in bestialischer Weise hingeschlachtet wurde, und die Vernichtung einer im Entstehen begriffenen Zivilisation auf lange Jahre hinaus. Die Rechtfertigung des Systems Leutwein besteht darin, daß es den damaligen Wünschen und Bedürfnissen der Reichsregierung, des Reichstages und der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes entsprach, mit alleiniger Ausnahme der engsten kolonialen Kreise. Aber dieses System bedeutete in gewisser Weise eine Täuschung der mutigen deutschen Ansiedler, die im Vertrauen auf den mächtigen Schutz und starken Arm des Deutschen Reiches ihre wirtschaftliche Existenz in dem Neulande Südwestafrikas begründet hatten.

Fehler sind wohl auch darin begangen worden, daß der mit so plötzlicher Wut ausbrechende Herero-Aufstand den maßgebenden Behörden so völlig überraschend kam, daß verhältnismäßig so viele Ansiedler vereinzelt und hilflos den Mordbanden der Hereros zum Opfer fielen. Aber gerade in dieser Beziehung muß man mit besonderer Milde und Zurückhaltung urteilen; denn auch diese Erfahrung haben meines Wissens alle anderen europäischen Völker in ähnlichen Lagen wiederholt gemacht. Das liegt zum Teil wenigstens in dem allzu großen Selbstvertrauen des Weißen über den Farbigen begründet und seiner allzu großen Einschätzung der Unterwürfigkeit des Eingeborenen ihm gegenüber. Da aber in diesem hohen Ueberlegenheitsgefühl, in diesem aristokratischen Empfinden tatsächlich eine große moralische Stärke liegt, da ja darauf im wesentlichen doch unsere ganze Stellung gegenüber dem Eingeborenen beruht, so wird man die gelegentlichen beklagenswerten Folgen als etwas Unvermeidliches hinnehmen müssen.

Auch nach dem Losbruch der Hereros sind in der ersten Zeit wohl hie und da Fehler, selbst einige Kopflosigkeiten vorgekommen, im großen ganzen aber verdient es unsere höchste Bewunderung, wie schnell sich unsere Landsleute da drunten wieder gefunden haben, wie gut und glücklich ihr Widerstand einsetzte, und unter welchen Gefahren, unter welchen grausamen Entbehrungen sie, die Frauen ebenso wie Männer, tapfer und siegreich den plötzlichen Ueberfall des weit überlegenen kriegerischen Gegners abgewehrt haben. Als der Aufstand wie ein Wirbelwind über sie herfuhr, waren auf einem Gebiete, das anderthalbmal so groß wie Deutschland ist, etwa 1800 deutsche Männer verfügbar, weit zerstreut, darunter fast keine aktiven Truppen mehr, die zum größten Teil weit im Süden noch gegen die Bondelzwarts standen. Ihnen gegenüber erhoben sich wohl 8000 mit modernen Gewehren und mit Munition reich versehene Herero-Krieger (die 1500 bis 2000 Hottentotten, die erst später losbrachen, ungerechnet), die an keine Ortschaften gebunden, sondern in ihren Bewegungen völlig frei, des Landes völlig kundig waren und gegen jede der Ortschaften, in die sich die Deutschen zusammengezogen hatten, eine zehnfache und zwanzigfache Ueberlegenheit ansetzen konnten. Trotzdem ist es ihnen nicht gelungen, auch nur eine einzige der größeren Stationen zu nehmen, überall brach sich ihr wilder Ungestüm an dem ruhigen Feuer und den überlegenen Nerven unserer Landsleute. Und doch weist das Generalstabswerk mit vollem Rechte darauf hin, daß es sich hier nicht um einen Kampf gegen Wilde handelte, die in naivem Fanatismus, mit Schwertern und Spießen in der Hand, wie die Mahdisten bei Omdurman gegen die Engländer, in das Feuer des Gegners hineinrannten. „Es galt vielmehr, einen Gegner zu bekämpfen, der vermöge der Zucht seiner Stammesorganisation, seiner modernen Bewaffnung und seiner kriegerischen Gewöhnung ein nicht zu verachtender Gegner war. Im Gefecht ist es gleich, ob der Krieger schwarze oder weiße Hautfarbe hat. . . . . Unsere Gegner standen an Gewandtheit und Schießfertigkeit den von den Engländern bekämpften Buren nicht nach. An kriegerischem Wert und Entschlossenheit des Handelns übertrafen sie diese sogar bei weitem.“

Die von Deutschland abgesandte Unterstützung konnte natürlich nur nach langer Zeit an Ort und Stelle eintreffen, wahrscheinlich zu spät, um weiteres Unheil zu verhüten. Die erste wirksame Hilfe nahte aus der Kolonie selbst.

Die zweite Schutztruppenkompagnie, Hauptmann Franke, war am 30. Dezember 1903 von Omaruru nach dem Süden des Landes gegen die Bondelzwarts abgerückt und erhielt am 14. Januar 1904 nach Zurücklegung von etwa 500 Kilometer die Kunde vom Aufstande der Hereros. Ohne Zögern erbat und erhielt der heldenmütige Führer mit seinen kaum hundert Mann die Erlaubnis, sofort wieder umdrehen zu dürfen. Er legte nun, durch öde Wüstenstrecken, bei dürftiger Verpflegung und Mangel an Wasser, 380 Kilometer in 4½ Tagen ohne Kranke und ohne Verlust an Pferden zurück und entsetzte nach leichtem Gefecht am 19. Januar den Hauptort Windhuk.

Wie er dann Okahandja, Karibib, Omaruru entsetzte und damit die wichtige Bahnlinie wieder in die Hände der Deutschen brachte, das liest sich in dem Büchlein wie ein modernes Heldengedicht. Den Glanzpunkt in dem Siegeszuge der Kompagnie Franke bildet das Gefecht von Omaruru, am 4. Februar 1904. Nach mehr als sechsstündigem Feuergefecht, in glühender Sonnenhitze und halb verschmachtet, stürmten hier etwa 80 deutsche Männer mit

*) Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika. Bearbeitet von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes. 1. Heft. Ausbruch des Herero-Aufstandes. Siegeszug der Kompagnie Franke. Berlin 1906. Mittler u. Sohn. Im ganzen sind etwa 5 Hefte zu je 40 bis 50 Pfennig in Aussicht genommen. Das Werkchen sollte für alle Schüler- und Volksbibliotheken angeschafft werden.

Aus der Gesellschaft.

Gesellschaftliche Kletterversuche. — Der Herr, der den Begräbnissen folgt. — Die Hoftrauer der „Hermelindollen“. — Die tanzende Jugend und die Lieferanten. — Herr v. Hülsen als Bellachini. — Andere Zeiten, andere Menschen. — Die Heirat der Prinzessin Rosa Radziwill. — Prinz Gurko und Prinzessin Bichette. — Die Großnichte des Fürsten von Benevent. — Ein vereinsamter Salon. — Etwas über Namensänderungen. — Kaiser Wilhelm I. und das „w“ des Herrn v. Uckro.

Ein französischer Humorist hat vor einiger Zeit eine sehr unterhaltende Schilderung davon entworfen, auf welch seltsame Einfälle manche Menschen kommen, um sich in Gesellschaftskreise einzuschmuggeln, die für „höhere“ gelten als ihre eigenen. Da ist zum Beispiel „der Herr, der den Begräbnissen folgt“. Er stammt eigentlich aus der Provinz, hat sich mit einem hübschen kleinen, im Handel erworbenen Vermögen zur Ruhe gesetzt und möchte nun um jeden Preis sich Eintritt in die vornehme Welt verschaffen. Der Weg, auf dem er dies versucht, ist zum mindesten originell. Er studiert nämlich in den Zeitungen eifrig die Todesanzeigen, und sowie er dort die Mitteilung von dem Hinscheiden irgendeiner bekannten aristokratischen Person liest, so begibt er sich zu deren Beerdigung. Er ist einer der ersten Trauergäste, die sich am Sterbehause einfinden, stellt sich in sehr feierlichem, schwarzem Rocke und mit ernster, weihevoller Miene am Eingange auf, grüßt jeden Ankommenden und wird natürlich ebenso höflich wiedergegrüßt. Die meisten sind es schon gewohnt, ihn bei solchen Gelegenheiten zu sehen, und so setzt sich in ihnen allmählich die Ueberzeugung fest, daß er wirklich zu ihnen gehört, und sie tauschen wohl einen stummen Händedruck mit ihm. Auf dem Kirchhofe steht er in der vordersten Reihe der Leidtragenden, er folgt den Grabreden mit sichtlicher Ergriffenheit, und wenn er dann den Hinterbliebenen sein Beileid ausspricht, glänzen wirkliche Tränen in seinen Augen.

Jede Großstadt züchtet wohl merkwürdige Menschenexemplare ähnlicher Art. Das trifft auch auf Berlin zu, und die niedliche Geschichte von dem „Herrn, der den Begräbnissen folgt“, kam uns wieder ins Gedächtnis, als der oberste Beamte des preußischen Hofes um den so unerwartet aus dem Leben geschiedenen König Christian IX. von Dänemark eine Hoftrauer verkündete. Denn auch bei uns gibt es Leute, die das Sterben der Großen und Vornehmen zum bequemen Anlaß nehmen, um auf der gesellschaftlichen Stufenleiter mehr oder minder glückliche Kletterexperimente vorzunehmen. Noch nie haben sich ihnen trotz ihres heißesten Verlangens die so streng gehüteten Pforten des Weißen Saales geöffnet, sie zählen schmerzlicher Weise nicht zu der sogenannten Hofgesellschaft und niemand würde es ihnen verargen, wenn sie bei der schärfsten Hoftrauer ihre Kleider in den lustigsten, buntesten Farben prangen ließen. Aber nein, sie sind nun einmal „hermelindoll“, wie man im Hofjargon sich mehr drastisch als philologisch korrekt auszudrücken beliebt. So oft im „Reichsanzeiger“ der greise Oberhofmarschall Graf August Eulenburg Hoftrauer ausgeschrieben hat, erfüllen sie deren — übrigens weder sehr einfache, noch sehr billige — Bestimmungen bis aufs Tüpfelchen, die Damen sogar bis auf die berühmte „Flebbe“ aus schwarzem Krepp, die das alte Wahrzeichen der trauernden Weiblichkeit des Berliner Hofes ist. Und fragt ein Bekannter sie teilnehmend, ob sie etwa einen teuren Verwandten verloren, so blicken sie ihn vorwurfsvoll an und flüstern nur die inhaltsschweren Worte „Hoftrauer, mein Lieber!“ und setzen dazu ein Gesicht auf, um dessen Feierlichkeit sie jede Oberhofmeisterin beneiden könnte.

* * *

Diesmal kam übrigens die Hoftrauer um den dänischen Herrscher so ungelegen wie nur möglich und bedeutete nicht nur für die tanzlustige Jugend, die sich um ihre Freuden gebracht sieht, sondern auch für die Geschäftsleute, die Lieferanten eine schwere Enttäuschung. Denn das Trauerreglement gehört in Preußen nicht zu den Gesetzen, die nur geschrieben sind, um übertreten zu werden — was ja unter Umständen für den Staatsbürger angeblich sogar rühmlich sein soll —, sondern es wird mit sozusagen soldatischer Genauigkeit und Pünktlichkeit innegehalten. Es ist vorgekommen, daß die Gäste schon zum Balle in einem Privathause anschwirrten, und daß die Hausfrau ihnen dann die Mitteilung machen mußte, eben verkündeter Trauer wegen dürfe nicht getanzt werden. Das gibt dann natürlich besonders bei den kaum flügge gewordenen jungen Mädchen viele lange Gesichter, und für die Wirtin ist es nicht leicht, die Geladenen auf irgendwelche andere Art zu unterhalten. Harmlose Spiele müssen dazu dienen, und früher war es der jetzige gestrenge Oberleiter unserer Hofbühnen, der damalige Gardekürassier-Leutnant Georg v. Hülsen, der sich durch seine Taschenspielerkunststücke, die er mit der Virtuosität eines Bellachini ausführte, oft als der Retter in der Not erwies. Aber es scheint, daß er in dieser Branche keinen Nachfolger gefunden hat.

Die Zusammensetzung der Hofgesellschaft an sich ist ja naturgemäß im Laufe der Zeiten gewissen Aenderungen unterworfen, neue Namen tauchen auf, alte verschwinden. Daran erinnerte gerade in diesen Tagen die Nachricht von einer Hochzeit, die sich fern von Berlin, in Rom vollzog, und die in Berlin auch kaum ein Echo hervorgerufen hat, obwohl die junge Braut einst hier zur Welt kam und sich noch dazu eines Tropfens Hohenzollernblutes in ihren Adern rühmen darf. Die Prinzessin Rosa Radziwill wurde in der Kirche des Heiligen Sylvester dem Prinzen Ludwig Swiatopolk-Czetwertynski angetraut. Und was von der polnischen Aristokratie zurzeit in der ewigen Stadt weilte, hatte sich zu der Zeremonie eingefunden. Die Prinzessin Rosa ist das älteste Kind von Georg Radziwill, der den Fürstentitel erst seit dem vor einem Jahre erfolgten Tode seines Vaters, des vortrefflichen alten Fürsten Anton, trägt und mit der Gräfin Maria Branicka verheiratet ist. Vor zwanzig Jahren stand der Prinz als Leutnant bei den Gardes du Corps, und er und seine junge, anmutige Gattin machten ein Haus aus, das im Gesellschaftsleben der Reichshauptstadt obenan stand — entsprechend der Stellung, die alles, was Radziwill heißt, in Berlin einnimmt, seitdem eine preußische Prinzessin, Luise, die Schwester des genialen Prinzen Louis Ferdinand, einen Radziwill, den Großvater des Fürsten Anton, ehelichte, und seit deren Tochter Elisabeth wohl Königin und Kaiserin geworden wäre, hätte nicht die Unbarmherzigkeit des Hausgesetzes den späteren Kaiser Wilhelm gehindert, die Jugendgeliebte heimzuführen. Warum Prinz Georg — „Gurko Radziwill“ hieß er in Berlin allgemein — nach erheblichen in Berliner Klubs erlittenen Verlusten früh den Abschied nahm und auf die russischen Besitzungen seines Vaters übersiedelte, — das zu erzählen, ist hier nicht der Ort. Ein trauriges Schicksal hat ihn inzwischen getroffen, indem er schon seit Jahren in geistiger Umnachtung dahinsiecht. Seine einst so schlanke Gemahlin, die bei Hofe „la princesse Bichette“ hieß, ist jetzt eine reife Frau, deren Aeußeres nicht mehr an die schmalen Linien eines edlen Windspieles erinnert. . . . Während der Nachmittagsstunden im Tiergarten kann man oft eine alte, dunkel gekleidete Frauengestalt sehen, deren Haltung auf den ersten Blick die geborene „grande dame“ verrät. Langsam und einsam schreitet sie dahin, und in der Entfernung folgt ihr im Schritt ihre Equipage mit den traditionellen hellgrünen Rädern. Das ist die Fürstin Marie Radziwill, die Witwe des Fürsten Anton, eine Talleyrand ihrer Herkunft nach und eine Großnichte des Fürsten von Benevent, des Lehrmeisters der europäischen Diplomatie . . . Es ist still geworden in ihrem